

Heimatlos unter Feinden ...

Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951

Band IX/06

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpommern

Flucht aus Bütow über Stolp, Lauenburg nach Gotenhafen im März 1945

Erlebnisbericht der Charlotte D. aus der Stadt Bütow in Ostpommern (x001/247-256): >>Wir traten nunmehr endgültig - am Morgen des 3. März - ... den Weg zur Flucht an!

Meine Mutter ging als erste, sehr schnell und sehr aufrecht, daß es fast auffiel, daß ihr in Wirklichkeit ganz anders ums Herz zumute war. Die bange Frage, "ist es für immer oder nur für einige Wochen?", lag unausgesprochen in der Luft und bewegte uns so, daß jedes gesprochene Wort eine furchtbare Wirkung gehabt hätte. So sagten wir gar nichts, schleppten unser Gepäck, spürten nicht, wie schwer es war.

Hinter meiner Mutter stiefelten die beiden Jungen, jeder mit einem kleinen Rucksack - sie hatten vorher immer darum gebeten, wenn wir "verreisen", wollten sie auch einen Rucksack auf dem Rücken haben -, der Kleinste hatte noch sein kleines Kopfkissen unter dem Arm, von dem er sich nicht trennen wollte. Dann kam Frau W., dann ich. Keine von den Frauen hat sich auch nur ein einziges Mal umgedreht, ich tat es allerdings noch schnell an der letzten Ecke, wo ich unser Haus noch einmal ganz vor mir sehen konnte.

Mit einem Blick erfaßte ich das Haus mit der großen Veranda, Balkon und Sonnenplatz, Garten und Obstbäume, letztere alle von meinem Vater mit meinem Bruder gepflanzt, den Teich, ... wo wir noch Weihnachten und das Jahresende 1944/45 still und froh im trauten Familienkreise gefeiert hatten, daß ich es an diesem Morgen einfach nicht glauben konnte und wollte, daß dies für immer verloren gehen sollte! Dieser Blick des Abschieds war der letzte Augenblick, wo Gefühle und Besinnlichkeit die Oberhand gewannen. Dann trat die rauhe Wirklichkeit an mich, an uns alle heran, und damit galt es fertigzuwerden!

In der Stadt herrschte ein tolles Durcheinander, die Schäden und Trümmer der Luftangriffe waren in keiner Weise beseitigt, aus allen Häusern kamen Frauen, Kinder, Alte und Gebrechliche und rüsteten zum Aufbruch. Dazwischen fuhren Wehrmachtsautos in wilder Hast umher, liefen Soldaten herum, von uns allen betrachtet, als könnten sie uns helfen. Aber die Soldaten waren im Grunde genau so hilflos wie wir, sie wußten genau so wenig und sahen genauso ungewiß in die nächste Zukunft wie die Zivilbevölkerung. Wo sie konnten, sprangen sie ein und halfen das Gepäck tragen, zogen Schlitten, auf denen Kinder saßen, usw.

Bei unserem Weg durch die Stadt, wobei wir kaum (nach) rechts noch (nach) links sahen, rutschte meine Mutter auf der Straße aus und stürzte. Mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken, den Taschen in jeder Hand, den vielen Sachen, die sie anhatte, konnte sie sich einfach nicht mehr rühren, geschweige denn, selber aufstehen. Sie lag da und sagte kein Wort. Ich glaube, sie hatte gar nicht ganz begriffen, daß sie hingefallen war und ohne fremde Hilfe nicht mehr aufstehen konnte. Bis ich mein Gepäck abgesetzt hatte, um zu helfen, sprang schon ein Soldat hinzu, zog sie hoch und begleitete sie ein Stück den Weg hinan.

Auf ihre bange Frage, wo denn heute früh die Russen seien, hatte er nur ein Achselzucken. Wahrscheinlich wollte er nichts sagen, um die Angst, die ja auf ihrem Gesicht deutlich zu lesen war, nicht zu vergrößern. Vielleicht wußte er auch wirklich nichts, wie wir ja alle trotz der bedrohlichen Lage, in der wir seit Wochen lebten, völlig im Ungewissen geblieben waren. Auch an diesem Morgen wußten wir nur, daß wir unsere Heimat verlassen mußten bzw. durften - denn es war ja nicht angeordnet, daß die Bevölkerung das Gebiet verlassen mußte -, wie

und wohin war uns allen unbekannt. Auch wie der Abtransport vor sich gehen sollte, ob es überhaupt eine Möglichkeit gab, anders als zu Fuß weiterzukommen, konnte auch niemand sagen.

Wild und chaotisch ging es an diesem Morgen auf den Straßen Bütows zu. Die ... unmöglichsten Fortbewegungsgegenstände sah man, in erster Linie Kinderschlitten und Handwagen, mit Gepäck beladen, die dann von den zugehörigen Parteien geschoben und gezogen wurden. Meistens hatten sich Hausgemeinschaften zusammengetan, um sich besser helfen zu können. Ich hatte nur den einen Gedanken und den einen Wunsch, daß die Lastautos, die an diesem Morgen bereitstehen sollten, durch den Räumungsbefehl der letzten Nacht keinen anderen Einsatzplan bekommen hatten.

Am Krankenhaus ... waren schon schrecklich viele Menschen, unsere Hoffnung, fortzukommen, schwand von Minute zu Minute. Von Autos war außerdem nichts zu sehen, statt dessen näherten sich russische Flugzeuge, und wir warfen uns alle auf die Erde, gerade dorthin, wo wir standen, ohne Rücksicht auf Schnee und Dreck. Das hätte gerade noch gefehlt, daß Bomben in diese Menschenansammlung fielen. Der Schrecken ging aber bald vorüber.

Da wir immer noch nichts erfahren konnten, wie der Abtransport gedacht war, es ließ sich niemand von einer Dienststelle sehen, machten sich manche zu Fuß auf den Weg und zogen einfach los. Ich muß gestehen, hätten wir nicht die Kinder bei uns gehabt, wäre ich mit meiner Mutter dort auch nicht länger stehen geblieben. Dieses Warten erschien uns unerträglich, die Russen kamen immer näher, und wir standen immer noch da und warteten.

Schließlich fuhren tatsächlich einige Lastautos vor. Das Einsteigen und Verteilen der Plätze ging ziemlich rasch und verhältnismäßig geordnet vor sich. ... Es waren große Lastwagen, mit Anhängern, ohne Bänke oder Sitzgelegenheit, z.T. auch ohne jegliche Schutzpläne und ohne Stufen oder Leiter, um überhaupt nach oben zu kommen. Kinder und Kinderwagen wurden hinaufgehoben, die Fahrer halfen, und wer sonst oben war, zog die anderen einfach hoch.

Die älteren Frauen kletterten über die Räder hinweg nach oben und stiegen über die Kastenbretter, als seien sie es gewöhnt. Es ging alles sehr schnell. ... Die Kinder wurden auf die Rucksäcke gesetzt, bekamen eine Decke über den Kopf - es setzten starke Schnee- und Graupelschauer ein -, und wir Erwachsenen hockten uns irgendwo hin, wo wir gerade standen. Ich selbst saß auf dem Außenrand, neben mir stand ein Kinderwagen. Das kleine Kind war vollkommen zugedeckt. Obwohl es bis zum späten Abend nichts zu trinken bekam, schrie es während der gesamten Fahrt nicht. ...

Endlich ging es los, ein letzter Blick zum Himmel, ob vielleicht wieder feindliche Flugzeuge erschienen? Es ging gut, und wir atmeten auf. Uns war inzwischen gesagt worden, wir sollten 8 km weitergebracht werden. Dort sollte man uns abladen und die Autos wieder zurückfahren. Es leuchtete uns wohl ein, daß erst einmal alle aus der Stadt heraus sollten und wir, die wir zu den Ersten gehörten, nicht gleich sehr weit gefahren werden konnten. Doch was nützten schon 8 km. Dann standen wir dort vermutlich herum, und bald hatten die Russen uns eingeholt. Wäre es da nicht besser gewesen, gleich zu Hause zu bleiben?

Diese Frage beschäftigte uns alle, wenn auch kaum ein Wort gesprochen wurde. Wir saßen, standen oder hockten auf den offenen Autos. Es war bitterkalt, der Fahrtwind tat sein übriges. Immer wieder schneite es, hörte dann mal wieder auf, und wir ergaben uns in unser Schicksal. Wir froren nicht einmal bzw. spürten es nicht.

Es ging in nordwestliche Richtung. Die Straßen waren belebt von Flüchtlingen, die zu Fuß, per Rad und mit Trecks unterwegs waren. Auf den Bauernhöfen, an denen wir vorbeifuhren, rüstete man sich, um mit Pferden und Wagen loszuziehen. Volkssturmänner sah man mitunter an manchen Straßenkreuzungen. Sie sahen uns nur kopfschüttelnd nach. Bedauerten sie uns oder sich selber? Einige Kilometer von Bütow entfernt, sahen wir plötzlich an der Straße eine gute Bekannte von uns. War sie bis hierher zu Fuß gegangen? Sie stand neben ihrem Ge-

päck und winkte heftig. Man sah ihr an, daß sie sonst etwas darum gegeben hätte, auf diesem Lastauto mitzufahren. Aber es ging ja alles viel zu schnell. Wir hätten auch keine Gelegenheit gehabt, den Fahrer zum Anhalten zu bringen

Als wir das Dorf Gustkow hinter uns hatten – hier wäre ungefähr die 8-km-Grenze gewesen –, waren wir jedesmal froh, wenn wir wieder durch ein anderes Dorf fuhren, ohne anzuhalten, vergrößerte sich doch dadurch unser Vorsprung immer mehr. Allerdings wurde die Fahrt auf den glatten und vereisten Chausseen immer beschwerlicher. Des öfteren rutschten wir zurück, einmal bis dicht an eine sehr hohe Grabenböschung. (Es waren) Schrecksekunden für uns alle, die wir den tiefen Abhang vor uns sahen. Im Nu sprangen einige hinab, ein entsetzliches Unglück drohte. Aber gerade vor dem Grabenrand bekam der Fahrer wieder Gewalt über den Wagen, allerdings mußten nun alle absteigen, damit erst einmal die glatte, ansteigende Straße überwunden werden konnte.

Es gab unfreiwillige Aufenthalte, aber mit Schieben und Unterlegen von Decken ging es Zentimeter um Zentimeter voran. Wir waren froh, daß es überhaupt weiterging. Erst nach diesem Zwischenfall löste sich unter uns ein wenig die Erstarrung, wenn auch immer noch keiner etwas essen konnte, selbst die Kinder hielten bis zum Abend aus.

Es ging weiter und weiter. Wir fuhren durch die Stadt Stolp, mehr als 60 km von Bütow entfernt, dort war alles noch ziemlich ruhig. Wohin wir nun aber eigentlich sollten, wurde uns immer unverständlicher! Einige meinten, wir würden wohl bis nach Stolpmünde gebracht werden und von dort aus entweder unmittelbar an der Küste längs Richtung Westen weitergebracht werden, denn der andere Weg durch Pommern über Neustettin weiter westwärts war ja bereits durch den Einbruch der Russen bei Schlochau, Baldenburg, Pyritz usw. versperrt, oder aber per Schiff über die Ostsee fort.

Letzteres erschien uns ebenso ungeheuerlich wie unmöglich, dieser Weg kam für uns doch überhaupt nicht in Frage. Hinzu kam, daß uns Gerüchte über den Untergang der "Gustloff" zu Ohren gekommen waren, die uns damals zwar niemals bestätigt worden sind, aber wir hatten davon gehört und waren so doppelt mißtrauisch.

Hier muß ich erwähnen, daß die aus Westfalen in Bütow und Rummelsburg untergebrachten Frauen, die einige Stunden vor uns per Bahn fortgebracht werden sollten, tatsächlich nach vielen Aufenthalten auf der verhältnismäßigen kurzen Strecke und sonstigen Schwierigkeiten in Stolpmünde gelandet sind, allerdings erst dann, als es nur noch den Ausweg über die See gab. Inzwischen war der Russe nämlich bis Köslin vorgestoßen und wandte sich von dort westwärts.

Selbstverständlich waren gar nicht genügend Schiffe bereit; die Szenen, die sich im Hafen zu Stolpmünde abgespielt haben, müssen entsetzlich gewesen sein. Kinder wurden von den Müttern getrennt und umgekehrt, die Schiffe fuhren mit den Müttern ab, die Kinder blieben zurück oder umgekehrt. Mir ist bekannt, daß ein damals 10-jähriger Junge mit seiner 4 Jahre jüngeren Schwester zurückblieb, später von den Russen oder Polen in ein Waisenhaus gesteckt wurde und nach langer Zeit, als der Krieg zu Ende war, beide sich über Westpommern herausgeschlagen haben, immer auf der Suche nach der Mutter, die ohne Wissen über das Schicksal ihrer Kinder in Westfalen lebte. Sie haben sich dann auch gefunden. Allerdings berichten andere, die von Stolpmünde weggekommen sind, daß sie die oder jenen am Hafen hätten stehen sehen, seitdem fehlt von diesen aber jede Spur.

Als wir nun durch Stolp durchgefahren waren, ging es Gott sei Dank nicht nach Stolpmünde, sondern in östlicher Richtung weiter. Unser Ziel war und blieb uns unbekannt. Am späten Abend wurden wir endlich in einem größeren Dorf ausgeladen. Die Bevölkerung war hilfreich, es war alles gut vorbereitet, das erste warme Essen war vor allem für die Kinder schnell fertig, die Verteilung auf die Sammel- und Einzelquartiere ging auch verhältnismäßig schnell vor sich. Wir 5 konnten auch zusammenbleiben und kamen zu einem Arzt, wo wir überaus

hilfreich aufgenommen wurden.

Auf der ostpommerschen Landstraße ging es immer weiter in Richtung Osten, dahin, von wo eigentlich die Russen kamen. Wir waren völlig eingeschlossen, denn bei Köslin waren die Russen an die Ostsee vorgestoßen, unsere engste Heimat war bereits besetzt, von Neustettin aus stießen sie nach Westen vor, bei Pyritz - Greifenhagen waren starke Kämpfe im Gange, bei Schneidemühl standen die Russen schon eine ganze Zeit und drangen auch von dort westlich weiter und auf die Oder zu. Und wann würden sie vor Stettin erscheinen?

Wohin also sollten wir noch? Nur weiter nach Osten konnten wir, wie lange noch, war uns gleichgültig. Wir kamen erst mal weiter, wenn auch fremd unter uns völlig unbekanntem Soldaten; ob wir jemals wieder Bütower sahen, wußten wir auch nicht; wieweit diese Fahrt ging und wie lange sie währte, war genau so dunkel.

Das Bild, das sich uns jetzt auf den Straßen bot, war nicht dazu angetan, in uns den Gedanken aufkommen zu lassen, hier irgendwo zu bleiben. Immer mehr Menschen waren es, die zu Fuß weiter zogen, auch marschierende Soldaten trafen wir, allerdings zogen sie in die entgegengesetzte Richtung, deprimierend aber war der Anblick von umgekippten Treckwagen oder totem Vieh, das wir mitunter in den Straßengräben sahen.

Der Strom der Autos und Fahrzeuge wurde immer dichter, mitunter fuhr alles kreuz und quer. Ich paßte vor allem auf, die vor uns fahrenden Fahrzeuge nicht zu verlieren, denn in einem fuhr ja meine Mutter. Wenn ich mich umdrehte, sah ich in dem hinter uns fahrenden Auto in die großen Augen von Frau W., die ihre beiden schlafenden Kinder im Arm hielt und sich nicht rührte. Was wohl meine Mutter denken mochte? ... Bisher hatte ich ihnen immer Mut zusprechen können, aber nun war mir selbst so hoffnungslos zumute, daß ich kaum noch zu einem Lächeln, geschweige denn zu einem positiven Gedanken fähig war.

Es wurde immer kälter, die Dunkelheit immer stärker, der Abend brach herein, wir fuhren immer noch. Meiner Schätzung nach mußten wir schon längst im Lauenburger Kreis sein, aber wo? Der Fahrer neben mir wurde immer müder, so müde, daß ich dauernd auf ihn einreden mußte, damit er nicht einschlief! ...

Endlich kamen wir in ein größeres Dorf. Wir sahen Licht in den Häusern, viele Wehrmachtsoldaten aber nur wenige Zivilisten waren auf der Straße. Wir hielten endlich, hier sollte Quartier gemacht werden. Schon während der Fahrt hatte ich mit dem Fahrer vereinbart, daß er uns benachrichtigt, sowie er und seine Kameraden irgendeinen Befehl bekämen, der die Lage änderte. Vor allem beschwor ich ihn, uns bei einer Weiterfahrt ja wieder mitzunehmen. Dasselbe hatte meine Mutter mit dem Hauptfeldwebel vereinbart, als wir uns in diesem Dorf im Lauenburger Kreis ziemlich spät trennten, nicht ohne den Soldaten das Haus gezeigt zu haben, in dem wir die Nacht verbringen wollten. Es war auch hier nicht leicht, noch einen Platz zu bekommen.

Endlich fanden wir in einer warmen Küche auf einer langen, schmalen Bank eine Sitzgelegenheit. Die Kinder hatten wir auf 2 Stühle gelegt. Wir hatten gerade etwas gegessen, ... als einer der Wehrmachtssoldaten erschien, um uns mitzuteilen, daß sie sofort weiter müßten, wenn wir also wieder mit wollten, müßten wir sofort bereit sein. ... So schwer es uns auch wurde, die Wärme, das Dach über dem Kopf mit der Landstraße zu vertauschen, brachen wir sofort hastig auf. Wir wußten ja nicht, ob und wie wir am nächsten Tag weiterkommen würden, und diese Soldaten kannten wir nun schon, sie waren anständig, freundlich, hilfsbereit und voller Verständnis für uns.

Mit unbekanntem Ziel ging es weiter, immer in Richtung Osten. Es war nicht bekannt, wo der Russe eigentlich war. Für uns war es die Hauptsache, daß wir weiter kamen, ganz gleich, in welcher Richtung, nur vorwärts. Die Soldaten wußten auch nicht, ob und wo sie zum erneuten Einsatz kämen. Auch ihre Gedanken waren in der Heimat bei ihren Lieben. Ihr eigenes Schicksal war genau so ungewiß wie das unsrige, es hing ebenso von dem Vordringen der

Russen ab, wie unser Schicksal auch.

Mitten in der Nacht, es war sternenklar und bitterkalt, hielten wir plötzlich an, links war ein Wald, rechts eine Scheune, vor uns anscheinend ein Dorf. Man hörte unbestimmte Geräusche. Hier wurde eine Ruhepause eingelegt.

Gegen Mittag ging unsere Fahrt weiter, nun allerdings ziemlich forsch und ohne Anhalten. Ich hatte an diesem Tage ... doch ein bißchen Angst vor unserem eigenen Mut und vor unserem eigenen Schicksal. Sicher kamen die Soldaten ... bald zum Einsatz, dann standen wir wieder auf der Straße. Ein Ausweichen vor den Russen gab es nicht mehr, denn er war ja schon überall, und der Kessel, in dem wir uns noch befanden, wurde täglich kleiner. Wir mußten ja an einer Stelle mit den Russen zusammentreffen und wie furchtbar würde das sein?

Langsam kamen mir Zweifel, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, auch wieder nach Hause zu gehen, um dort zu versuchen, sein Geschick zu meistern. Dort hätten wir immerhin noch eine Weile etwas zu essen gehabt, - und hier waren wir nun so weit weg von zu Haus, daß wir es nicht mehr geschafft hätten, zu Fuß zurückzugehen.

Was sich an diesem Tag auf den Straßen zeigte, war grauenvoll und absolut nicht dazu angehtan, die Hoffnung auf ein Entrinnen aus diesem Hexenkessel zu verstärken. Wir kamen nicht mehr so schnell vorwärts, im Gegenteil, immer mehr Wagen von Trecks, immer mehr zu Fuß laufende Menschen, immer mehr herrenloses Getier versperrte und verstopfte die Straße. Vor allem sah man immer häufiger totes Vieh in den Straßengräben. ...

Solche Anblicke waren entsetzlich, dazu die müden, vergrämten Menschen, viele Soldaten dazwischen, häufig allerdings solche, die in entgegengesetzter Richtung zogen. Sie sollten offensichtlich zum Einsatz an die Front; daß es hierbei nicht viel mehr Zusammenstöße, viel mehr Unglücksfälle gegeben hat, ist wirklich ein Wunder gewesen, denn an ein Ausweichen war überhaupt nicht zu denken. Je später der Abend wurde, um so dichter wurden die Ströme der Menschen, der Autos, der Fahrzeuge, die von Pferden gezogen wurden. Selbstverständlich waren auch viele Handwagen dabei, die zum Teil von Hunden gezogen wurden.

Plötzlich hieß es, wir sind bald vor Gotenhafen. ... Und plötzlich wußte ich auch, ... welcher Weg uns nur noch blieb: (Wir mußten nach) ... Gotenhafen, um über See wegzukommen. ...

Wir erreichten Gotenhafen gegen Mittag des 10. März. Da mir nur immer vorschwebte, zum Hafen zu kommen, um dort ein Schiff zu finden, baten wir den Fahrer, uns in der Nähe des Hafens abzusetzen. Wir blieben somit die letzten Mitreisenden auf dem Lastauto, die übrigen hatten sich schon eher irgendwo mitten in der Stadt ... absetzen lassen. Wir standen dann an der Straße und wußten nicht, wohin wir gehen sollten. .. Irgendwer hatte uns während der Fahrt gesagt, daß man sich selbst ein Schiff suchen könnte, man müßte nur mit dem Kapitän sprechen. ... Andere erzählten, daß es in Gotenhafen beim Roten Kreuz Schiffskarten gäbe, sonst dürfe man gar nicht auf ein Schiff herauf. ...

Ich ... zog allein los, um eine Dienststelle des Roten Kreuzes zu suchen. Einer der Einwohner wußte Gott sei dank Bescheid, aber bis zum Hafen war es sehr weit. So schärfte ich meiner Mutter ein, auf mich zu warten und nicht wegzugehen, denn sonst würde ich sie nie wiederfinden. Ich trennte mich nur sehr ungern und hätte sie am liebsten alle mitgenommen, aber wir hatten ja das Gepäck noch bei uns, und außerdem konnten weder die beiden Alten noch die Kinder weite Strecken laufen.

Nach vielem Suchen fand ich auch die bewußte Dienststelle, traf dort sogar noch Bütower, die mir aber sagten, daß sie schon seit Tagen auf eine Karte warteten, allerdings bestätigten sie mir auch noch, daß man ohne Karte ... auf kein Schiff kommen würde. ... In diesem Haus herrschte ein tolles Durcheinander. Es war zwar noch etwas von einer Organisation zu merken, aber die Menschen stürmten und drängten, daß es (von) vornherein aussichtslos erschien, überhaupt jemand zu fragen, ob man eine Karte bekommen könnte. Es war einfach sinnlos. Selbstverständlich wurde nicht gerade freundlich untereinander verkehrt, viele bekamen

Schreikrämpfe, hatten ihre Kinder bei sich. ... Es haben sich hier schon böse Szenen abge-
spielt.

Bald war ich wieder draußen, ich war entsetzt und mutlos zugleich. ... Wir waren hier nun so
dicht vor dem Ziel, sollte es nun doch alles umsonst gewesen sein? Ich wollte es einfach nicht
wahrhaben, ich mußte doch noch etwas unternehmen. Der Abend brach bald herein, meine
Lieben warteten auf mich. Ich sprach einen Kriegsbeschädigten an, der gerade eben aus der
Dienststelle kam, und mit einem Bein sehr eilig weitergehen wollte. Er hatte also irgendein
Ziel. Ich fragte ihn, ob er nicht Rat wisse, er sei doch wohl aus Gotenhafen? Nein, das sei er
nicht, aber er wäre schon seit Tagen hier. Ich wolle wohl auch mit einem Schiff weg?

Fast wagte ich an ein Wunder zu glauben, ja, sagte ich, aber es wäre völlig aussichtslos. Er
bestätigte es mir und nach einer kurzen Pause fragte er dann, wieviele Karten ich denn brau-
chen würde. Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. ... Ich fing an zu stottern und
sprach von meiner Mutter. Ja, 2 Karten könnte er vielleicht besorgen. Und als ich dann von
einer weiteren Mutter mit 2 kleinen Kindern sprach, verneinte er es zunächst entschieden. ...
Mein bestürztes Gesicht schien ihn jedoch zu dauern, denn er lenkte dann doch wieder ein und
er wollte tun, was er tun könne.

Aber wir mußten ja nun irgendwie in Verbindung bleiben, er konnte allerdings nicht mit mir
mitkommen, denn wir standen ja noch irgendwo an der Straße. Kurz entschlossen gab er mir
dann seine augenblickliche Wohnung an, gab mir Schlüssel mit und sagte nur, wir sollten es
uns dort bequem machen und alles benutzen, er würde erst abends spät nach Hause kommen,
wir sollten nicht auf ihn warten.

Noch ganz benommen von soviel Menschenfreundlichkeit und soviel Glück suchte ich dann
meine Mutter. Den Zettel mit der Anschrift hütete ich wie ein Heiligtum, behalten hätte ich
den Namen nicht können, obwohl ich versuchte, ihn mir einzuprägen, aber ich vergaß entwe-
der den Namen bzw. die Straße.

Endlich kam mir die Gegend dann auch wieder bekannter vor, und ich wußte, daß meine Mut-
ter hier irgendwo auf mich warten mußte. Da setzte plötzlich ein furchtbares Schießen ein. ...
Kein Mensch war mehr zu sehen. Ich sprang an den Häusern entlang, duckte mich, warf mich
in Deckung, ich mußte zu meiner Mutter. Sollten das schon die Russen sein? ... Völlig ver-
stört fand ich schließlich meine Mutter und Bekannte in einem Hauseingang sitzen. Sie glaub-
ten, ihr Ende wäre gekommen. ...

Ich zog mit meinen Lieben gleich los und war viel zu aufgeregt, um ihnen zu berichten, was
mir in der Zwischenzeit widerfahren war. Ich wollte so schnell wie möglich zum Quartier, um
von der Straße wegzukommen. Es war ein entsetzlich langer Weg, mittlerweile war es schon
dunkel geworden. Wir trafen kaum noch jemanden, den wir nach dem Weg fragen konnten.
Aber wir waren dann in der gesuchten Straße und standen vor der Wohnungstür; in der Dun-
kelheit hatten wir erkennen können, daß die Häuser rundherum ... schon einige Beschädigun-
gen aufwiesen und die Umgebung anscheinend ziemlich menschenleer sein müsse. - Als wir
die uns angegebene Wohnungstür aufschließen wollten, war unser Gastgeber bereits da, hatte
schon Tee für uns gekocht und war aufgeregt, daß wir noch nicht kamen.

Meine Mutter schien es noch für einen Traum zu halten, denn warum sollte ein fremder Mann
uns einfach aufnehmen und dann noch für Schiffskarten sorgen? Des Rätsels Lösung war
dann sehr einfach, die Wohnung hatte er von einer Ärztin übernommen, die Hals über Kopf
abgereist und froh war, daß sich überhaupt jemand in ihrer Wohnung aufhielt, ehe irgendwel-
che völlig fremde Menschen dort einzogen.

Der kriegsbeschädigte Mann war Leiter in einem Heim der Kinderlandverschickung in Ost-
preußen gewesen und sollte nun ca. dreihundert 12- bis 13jährige Jungen – es waren meiner
Erinnerung nach Berliner Kinder – aus diesem Kessel heimbringen. Er selbst wollte dann in
Mecklenburg bleiben, wo seine Frau auf ihn wartete. Uns Erwachsene könnte er als Begleit-

personen mitnehmen. ... An diesem Abend machte er uns keine bestimmten Versprechungen, denn er wußte auch nicht, wann er ein Schiff bekommen würde, sondern versprach uns nur, daß er uns nicht im Stich lassen würde.

Endlich sahen wir dann Wasser und Schiffe vor uns. Aber noch ein grausiger Blick bot sich uns, Frauen und Kinder nebeneinander liegend in großen Hallen, auf ihren Bündeln sitzend, wartend, schimpfend und ganz verbittert, es war wirklich ein Anblick des Elends. Sauber und ordentlich sah kaum einer von diesen Flüchtlingen aus. Sie hatten schon tagelang hier herumgelegen und warteten auf die Gelegenheit, auf ein Schiff zu kommen. ... Immer mehr Menschen strömten hier zusammen und immer weniger fanden Gelegenheit, überhaupt wegzukommen. Wir mochten gar nicht hinsehen und waren wie gelähmt, als wir (dies) alles beobachten mußten. ... "Nur fort", war daher unser Wunsch, als wir auf einmal von Bütower umgeben waren, die ebenfalls ein Schiff suchten.

In unserer Aufregung ... erzählten wir, daß wir Schiffskarten hätten. Wir wurden bestürmt, gefragt und beinahe gelyncht, als wir es nicht verraten wollten und konnten, wo denn nun unser Schiff liegen würde. ... Andere wieder fragten nach dem Weg zum Roten Kreuz, sie wollten es auch versuchen. Eine Bekannte war dort regelrecht hinausgeworfen worden, denn zuerst müßten die Mütter mit Kindern fortgebracht werden. Kurz vor dem rettenden Schiff sah ich uns doch noch zurückbleiben. ... Die beiden Jungen waren schon ein Stück weitergegangen, sie hatten unser Gepäck bei sich, deshalb rannte ich ohne Rücksicht auf die Umstehenden los und zog meine Mutter mit. So wurden wir die aufgeregten Bütower los. ...

Am Schiff wartete schon unser Betreuer. Er war sehr aufgeregt, weil wir uns verspätet hatten. ... Wir mußten eine ganz steile Treppe hinaufklettern, das Schiff reckte sich riesengroß vor uns in den Himmel. Mir schwand aller Mut, dort mit meiner Mutter und den Kindern hinaufzukommen. Auch das wurde überstanden. Mit Hilfe der Matrosen klappte es dann sogar ganz gut. Wir standen dann oben an Deck. Es war die "Goya", ein ziemlich großer Kasten ...<<

Lebensverhältnisse in der Stadt Stolp im Januar 1945 und Flucht über die Ostsee nach Westpommern im März 1945

Erlebnisbericht des Superintendenten Otto G. aus der Stadt Stolp in Ostpommern (x001/256-261): >>Mitte Januar 1945 kamen die ersten "Flüchtlinge" aus Ostpreußen nach Stolp. ... In wohlgeordneten Transporten mit (der) Eisenbahn kamen sie an und hatten auch reichlich Gepäck mitnehmen können. Sie wurden in Stolp und in den umliegenden Dörfern einquartiert und von den Bewohnern meist gern und willig aufgenommen.

Ende Januar 1945 (setzte) der große Flüchtlingsstrom aus Ost- und Westpreußen ein. In ununterbrochener Folge zogen die Wagen und Schlitten bepackt mit der mitgenommenen Habe der Flüchtlinge, mit Frauen und Kindern auf den Chausseen durch Städte und Dörfer immer weiter nach Westen. Ein Elendszug erschütterndster Art war es. Müde, abgetriebene Pferde vor den Wagen, frierende, kranke und verzweifelte Menschen auf den Wagen oder neben den Wagen hergehend, über die Wagen als Schutz Teppiche und Planen gespannt, so zogen sie in nie abreißender Folge weiter nach Westen.

An Straßenkreuzungen mußte meist gehalten werden. Dort gaben Polizeibeamte ihnen die Richtung an, wohin sie weiter fahren sollten. In der Nähe unseres Pfarrhauses an der Wilhelmstraße war solch eine Wegkreuzung. Von den haltenden Trecks kamen Frauen und Kinder in unser Haus, baten um heißen Kaffee oder heiße Milch oder um die Möglichkeit, sich Speisen aufwärmen zu können. Willig und gern wurde ihnen ihre Bitte erfüllt.

Andere Frauen und Kinder gingen während der Haltepause der Trecks in Geschäfte und kauften Brot und andere Lebensmittel. Dabei kam es häufig vor, daß sie zurückkommend ihre Wagen und Angehörigen nicht mehr fanden. Inzwischen mußte die Wagenkolonne in verschiedene Richtungen weiterfahren, ohne Rücksicht auf die Bitten der Wagenlenker, solange

zu warten, bis die Angehörigen zurück waren. So kam es, daß viele ihre Kinder und Mütter verloren, weil niemand diesen sagen konnte, in welcher Richtung ihr Wagen weitergeleitet worden war.

Während der Nächte hielten die Trecks in Dörfern, in Wäldern, an geschützten Ecken in den Städten. Froh und dankbar waren diese Menschen, wenn sie einmal ein Bett angeboten bekamen und sich ordentlich mit warmem Wasser waschen oder gar baden konnten. Meine Frau hatte immer warmes Wasser, heißen Kaffee und andere warme Speisen bereit. Auf vielen Gütern des Landkreises, wo täglich Hunderte von Wagen mit Pferden gegen Abend um Nachtquartier baten, kamen sie in Scheunen und Ställen unter, wurden meistens ordentlich mit einer in großen Kesseln gekochten Erbsensuppe gespeist, die Pferde erhielten Futter.

Manche Güter haben Hunderte von Zentnern Hafer unentgeltlich ausgegeben, um die Pferde zu füttern. Aber wenn diesen fliehenden deutschen Brüdern und Schwestern auch nach Möglichkeit geholfen wurde, so nahm die Zahl der Kranken und Sterbenden in diesen Trecks doch erheblich zu. Immer mehr Wagen mußten aus dem heimatlichen Verband der Trecks ausscheiden, weil sie entweder wegen Krankheit eines oder mehrerer Familienmitglieder nicht mehr weiter fahren konnten oder weil ältere Leute gestorben waren und nun beerdigt werden mußten oder Kinder erfroren waren und ein Grab finden mußten, oder weil die Pferde so ermattet waren, daß sie nicht mehr weiter ziehen konnten oder der Wagen zusammengebrochen war und auf die Reparatur gewartet werden mußte.

Ich kann die Zahl der Toten nicht nennen, die auf der Flucht mit Trecks in Stolp und im Landkreis Stolp beerdigt werden mußten, sie ist aber sehr groß. Es wird immer, solange ich lebe, dieser Elendszug der Flüchtlinge in der Erinnerung bleiben, so oft ich das Wort "Treck" höre, steht er mir wieder vor Augen.

Der Flüchtlingsstrom aus dem Osten kam aber nicht nur in Trecks, sondern auch in überfüllten Eisenbahnzügen. Tagelang hatten die Fliehenden auf ihren Heimatbahnhöfen warten müssen, bis sie in einen Eisenbahnzug hineinkommen konnten. Meistens bestanden diese Züge aus Güterwagen. In wochenlanger Fahrt waren diese armen Menschen in ungeheizten Waggons, die keine Sitzgelegenheiten hatten, unterwegs. Kranke und Sterbende und Tote wurden an den Haltestellen ausgeladen.

Meine Schwiegermutter, fast 80 Jahre alt, war von Marienwerder/Westpreußen bis Stolp acht Tage ... in einem Güterwagen gefahren. Sie kam sterbenskrank bei uns an und ist bald darauf auch heimgegangen. ... In Jeseritz, einer Bahnstation vor Stolp, einem Dorf, das zu meiner St. Petrigemeinde gehörte, fanden Bahnbeamte, nachdem ein Flüchtlingszug abgefahren war, der lange vor dem Haltesignal gehalten hatte, am Bahndamm 30 Kinderleichen, die aus dem Zug herausgebracht waren. Diese 30 Kinderleichen habe ich auf dem Friedhof Jeseritz beerdigt.

(Es) blieb nicht verborgen, daß die deutsche Front im Osten zusammengebrochen war und es (wohl) kein Aufhalten für die russische Armee bis zur Oder geben würde. Unruhe, Angst und Furcht verbreiteten sich nun mehr und mehr unter der Bevölkerung. ... Wir Pastoren kamen überein, für diejenigen Konfirmanden, deren Eltern es wünschten, sofort die Konfirmation vorzunehmen. So habe ich ... am 4. Februar 1945 ... einen Teil der Konfirmanden eingesegnet. Mütter, die mit ihren Kindern aus Stolp evakuiert werden sollten, baten um die Taufe für die Kleinen, die eben geboren waren. ...

Täglich wurden Haustaufen erbeten. Es zeigte sich hierbei, wie stark die Stadt und der Landkreis mit Flüchtlingen schon belegt war, zu denen noch Mütter und Kinder kamen, die aus dem Ruhrgebiet dorthin evakuiert worden waren und die nun drängten, dorthin zurückzukommen. Auf dem Bahnhof in Stolp wurden Eisenbahnzüge zusammengestellt. ... Teilweise haben diese Menschen bis zu 24 Stunden in den Zügen warten müssen, bis eine Lokomotive den Zug übernehmen konnte. Von Stolp bis Stettin sind diese Züge 3 bis 4 Tage unterwegs gewesen, eine Strecke, die mit normalem Personenzug in 6 Stunden durchfahren wurde.

Ende Februar 1945 hatten die Russen, von Süden über Pyritz - Stargard vorbrechend, die Ostseeküste erreicht. ... Es bestand keine Möglichkeit mehr, zu Lande über die Oder hinauszukommen. Von Süden und Westen drängte der Russe auf Danzig zu. Der mit viel Mühe errichtete "Pommernwall" erwies sich als zwecklos, denn nicht von Osten her kam der Russe, sondern er kam vom Westen her gegen den "Pommernwall", in dem dann kaum ein Soldat zur Verteidigung angesetzt war.

Wer nun noch dem Russen entinnen wollte, konnte es nur noch mit (dem) Schiff über die Ostsee. Noch waren die Chausseen vollgestopft mit den Trecks, die sich immer noch vermehrten. ... Aber wohin sollten sie noch? Nach Westen ging es nicht mehr, nach Süden und Osten auch nicht. Ratlos fuhren viele Wagen hin und her.

Auf den Chausseen und Landstraßen entstand ein fürchterliches Durcheinander. 2 Kolonnen zogen nebeneinander nach Westen –

2 Kolonnen fuhren gleichzeitig nebeneinander nach Osten. Niemand wußte mehr wohin. Die Eisenbahn fuhr noch zwischen Stolp und Danzig. Viele versuchten von Stolpmünde, Leba oder Gotenhafen aus dem Kessel herauszukommen.

Am ... 6. März verließen viele Einwohner, mit Koffern und Rucksäcken bepackt, die Stadt. Sie drängten in die Eisenbahnzüge, welche in Richtung Danzig noch fuhren, oder gingen zu Fuß in Richtung Lauenburg - Danzig. Viele zogen Handwagen hinter sich her oder schoben Kinderwagen. Bald war die ganze Stadt im Aufbruch.

Am ... 7. März 1945 wurde ... der Räumungsbefehl gegeben. Ich fragte ... Oberst von K., ... ob tatsächlich der Räumungsbefehl aufrecht erhalten würde und die Stadt verteidigt werden sollte. Der Adjutant, Major W., gab mir die Antwort: "Es ist leider der Befehl vom Oberkommando gegeben worden, die Stadt räumen zu lassen und sie bis zum letzten Mann zu verteidigen. Doch außer einigen wenigen Volkssturm Männern und zusammengewürfelten Truppenverbänden haben wir nichts, vor allem keine Artillerie."

Ich begab mich darauf zum Landratsamt, um zu erfahren, welche Maßnahmen dort getroffen waren. Ich fand das (Personal des) Landratsamtes in heller Aufregung. Der Kreisoberinspektor B. stand auf der Treppe, konnte kein Wort über die Lippen bringen, die Tränen liefen ihm die Wangen herunter. Keiner konnte eine vernünftige Anordnung mehr treffen. ... Die Brücken über die Stolpe waren in der Stadt für eine Sprengung vorbereitet. Es hieß, bis zur Dunkelheit müßte die Stadt geräumt sein, da dann sämtliche Brücken gesprengt würden und dann keine Möglichkeit mehr wäre, etwa aus dem westlichen Teil der Stadt herauszukommen.

Mit diesen Nachrichten kam ich nach Hause, konnte noch einige Pastoren telefonisch benachrichtigen und mit ihnen verabreden, uns in Richtung Stolpmünde aus der Stadt zu begeben. Meine Frau, unsere beiden Töchter ... und alle unsere Hausgenossen bereiteten die Flucht vor und packten Koffer und Rucksäcke.

Ich begab mich zum Friedhof, wo ich an diesem Vormittag 3 Beerdigungen halten sollte. Ich fand die Friedhofskapelle verschlossen. Niemand von den Friedhofsangestellten war mehr da, keine Leichenträger und keine Totengräber. Nur ein bis 3 Angehörige der Toten waren vor der Friedhofskapelle. Es gelang uns, die Kapelle zu öffnen und die betreffenden Särge unter den vielen anderen herauszufinden. Ich habe nacheinander 3 kurze Totenfeiern gehalten, aber zu Grabe konnte ich keinen Toten mehr geleiten, da niemand da war, der die Särge zu den vorbereiteten Gräbern bringen konnte. Etwa 30 Särge, vorwiegend mit verstorbenen Soldaten, standen in der Friedhofskapelle oder außen um sie herum. ...

Als ich vom Friedhof zurückgekehrt war, brachte ich die Kirchenbücher, wichtige Archivalien und Rechnungsbücher in den Keller des Pfarrhauses. Das älteste Aktenstück war die Matrikel vom Jahre 1590, die ... davon berichtete, daß die Reformation Martin Luthers überall festen Fuß gefaßt hatte. Die Vermögensstücke der Kirchengemeinde, wie Sparkassenbücher, Wertpapiere u.a. packte ich in einen Koffer, den ich auf die Flucht mitnahm. Ich verständigte noch

den Kirchenältesten W., der mir gegenüber wohnte, und gab ihm auch einen Hausschlüssel. Der Kirchendiener K. hatte schon morgens an diesem Mittwoch den Kirchenschlüssel gebracht und sich verabschiedet mit dem Bemerkten, er wolle in Richtung Glowitz, um dort bei Verwandten das Weitere abzuwarten.

Es war mir bisher immer gestattet worden, mein Auto zu benutzen, weil ich umfangreiche Vertretungsdienste im Landkreis zu leisten hatte und als Standortpfarrer viel unterwegs sein mußte. In dieses Auto packte ich nun Koffer und Rucksäcke z.T. oben auf das Verdeck, wo sie fest verschnürt wurden, und alsdann stiegen meine Frau, unsere beiden erwachsenen Töchter, unsere Hausgehilfin, eine alte Tante meiner Frau und ich, also 6 Personen in diesen 4sitzigen Hanomag-Kurier-Wagen ein. So schwer beladen fuhren wir ab, verließen unser sehr behagliches Heim mit 10 vollständig möblierten Räumen, all die Dinge, an die sich so schöne Erinnerungen banden, Bilder und Kunstgegenstände, Bücher und alte Familienstücke.

Wir schauten über den herrlichen ... großen Garten hinweg und nahmen Abschied von der lieben St. Petrikirche. Liebe Gemeindemitglieder traten an uns im Vorbeigehen heran, als wir ins Auto stiegen - sie selbst mit Rucksäcken und Koffern bepackt und Handwagen ziehend - und verabschiedeten sich. In den Tagen vorher kamen immer wieder liebe Gemeindeglieder und drängten uns, vor allem unsere beiden erwachsenen Töchter hinter die Oder zu schaffen, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen. Aber alle Versuche, diese beiden Töchter mit Eisenbahn, Flugzeug oder anderen Gelegenheiten aus Stolp herauszubringen, waren fehlgeschlagen. Sie blieben bei uns. Jetzt verließen wir gemeinsam unser liebes Stolp. Wann würden wir zurückkehren können? In welchem Zustand würden wir unser Pfarrhaus und unsere Kirche wiedersehen?

Wir fuhren ... zur Stolpmünder Chaussee, vorbei an fliehenden Menschen, fahrenden Trecks und einzelnen Soldaten. Die Chaussee war voller Wagenkolonnen, die teils nördlich, teils südlich zogen, dazwischen unendlich viele fliehende Menschen. Es gelang mir, das Auto durch alle Hindernisse hindurch in verhältnismäßig kurzer Zeit den 18 km langen Weg von Stolp nach Stolpmünde unbeschädigt zu lenken.

Ich hielt in der Nähe des Hafens, in dem einige Schiffe lagen, die mit Soldaten, Arbeitsdienstmännern und Flüchtlingen beladen wurden. Die Inhaberin einer Reederei, Frau G., empfing uns mit den Worten: "Gott sei Dank, daß Sie da sind." ... Wir hofften, daß auch die anderen Pastoren aus Stolp dorthin kommen würden. Nur Pastor B. mit Frau kam noch. Es ist unklar geblieben, weswegen die beiden anderen Pastoren, W. und S., mit ihren Frauen und Angehörigen nicht den Weg nach Stolpmünde genommen haben. Der eine ist in Richtung Lauburg und der andere in Richtung Schmolsin gezogen. Beide sind umgekommen.

Frau G. hatte einen ihrer kleinen Dampfer mit den Angehörigen ihrer Reederei beladen lassen, und ein zweiter kleiner Dampfer "Martha" wurde mit Flüchtlingen in solcher Fülle besetzt, daß jeder auf seinem Flecken stehen mußte. Eine meiner Töchter und unsere Hausgehilfin hatten in einem Rettungsboot Platz gefunden, das der Dampfer mit sich führte. Frauen mit kleinen Kindern wurden in den Laderaum gebracht, wo Stroh aufgeschüttet war. Wir bekamen an Deck Stehplätze. Da es sehr stürmisch geworden war und starker Frost herrschte, zögerte der Kapitän, mit seinem mit etwa 700 Menschen beladenen Schiff, den Hafen zu verlassen. Als wir ringsum den Feuerschein der brennenden Dörfer sahen und die Schüsse der Panzer immer näher aus Richtung Schlawe kamen, entschloß sich der Kapitän, doch auszulaufen. Es wurde eine grausige Fahrt!

Sobald wir in die offene See gekommen waren, kamen die Brecher über das Vorderschiff, die Mäntel und Decken, welche die Menschen schützen sollten, waren schnell mit einer dicken Eiskruste versehen. Natürlich war alles seekrank. Der Kapitän hielt Kurs in der Nähe der Küste auf Swinemünde zu. Unsere Fahrt längs der pommerschen Küste in dunkler Nacht bei abgeblendeten Lichtern werden wir nie vergessen. U-Boot- und Minengefahr auf der einen Seite,

... vorbei an brennenden Ostseedörfern, vorbei an dem lichterloh brennenden Kolberg, und auf der anderen Seite ein Spielball der stürmischen See, waren wir alle dennoch ruhig und gefaßt. Ich habe keinen Laut der Klage gehört. Wir spürten es: Wir sind in Gottes Hand. Wir wußten aber auch: "Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl."

Ohne einen Zwischenfall fuhren wir am 8. März 1945 ... in den Hafen von Swinemünde ein. Das Schiff legte an, aber es durfte nicht ausgeladen werden. Swinemünde war übervoll von Flüchtlingen, der Kapitän sollte weiter nach Stralsund fahren. Er konnte sich nicht entschließen, wegen der Minen- und U-Boot-Gefahr auf offener See weiterzufahren, vielmehr steuerte er das Schiff hinauf bis Ueckermünde und von dort wurden wir durch die Peene nach Stralsund gelotst. ...<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus der Danziger Bucht

Untergang des Flüchtlingstransporters "Androß" im Hafen von Swinemünde.

Erlebnisbericht der Anna K. aus Gumbinnen in Ostpreußen (001/153-154): >>... Also am 12. März, früh ca. 7 Uhr, kam unser Schiff, die "Androß", die am 6. Pillau verlassen hatte, im Hafen von Swinemünde an.

Es hieß, wir nehmen nur Proviant und Kohlen, und dann ginge es weiter nach Dänemark. Gegen 11 Uhr kam plötzlich Alarm: "Amerikanische Bomber". Es war - meiner Ansicht nach - auf dem Schiff wenig bekannt, daß Alarm gegeben war. Nur die, die oben auf Deck waren, hatten es gehört. Und es war - meiner Ansicht nach - auch ein Versehen von der Schiffsleitung, die Passagiere nicht davon in Kenntnis zu setzen. Ich selber hatte die Sirene auch nicht gehört.

Plötzlich rief mir Forstmeister Messing zu (ein bekannter ostpreußischer Forstmeister, dessen Familie ich mich angeschlossen hatte, weil wir zusammen in Pillau in der gleichen Baracke gelegen hatten): "Wollen Sie nicht in den Bunker gehen, es ist Alarm gegeben, meine Familie ist auch schon drüben an Land."

Ich wollte zuerst nicht, aber dann tat ich's doch und ging vom Schiff - es war wohl Gottes Fügung und Führung, anders kann ich es mir nicht erklären. Denn diese Sekunde - gehst du, oder gehst du nicht - hat ja über mein Leben entschieden. Ich ging widerstrebenden Gefühls, da ich mir feige vorkam, das ganze Schiff saß noch voller Menschen. Während der ganzen Fahrt hatte ich meinen Platz in der Nähe ... (einer Bekannten). An dem Morgen stiegen ca. 10 Soldaten in Swinemünde aus, und da ich vorher sehr beengt saß, so ging ich in die andere Ecke des Raumes ... Sonst hätte ich an ... (meiner Bekannten) vorbei müssen, und sie wäre vielleicht mitgekommen. Von meinem jetzigen Platz hat sie mich gewiß gar nicht gehen sehen. Es ist wohl alles Bestimmung.

Als ich in den Bunker kam, war er voll. Da wies man mich in ein danebenstehendes Haus ("Marine-Seeamt" oder so ähnlich hieß es), wo auch ein guter Keller vorhanden war. Auch hier herrschte eine große Fülle; viele Menschen vom naheliegenden Bahnhof und aus der Stadt waren drinnen.

Um ca. 1/2 12 Uhr kam die erste Bombe, mit einem unvorstellbaren Krachen, daß man sich festhalten mußte, sonst wäre man umgefallen. Es war wohl die, die die "Androß" getroffen hatte. Eine dreiviertel Stunde dauerte der fürchterliche Angriff, man war wie betäubt von dem Krachen und Dröhnen und Splittern. Unvorstellbar!

Mit zitternden Knien ging man nach der Entwarnung heraus, und ein grausiger Anblick bot sich einem: Das Schiff war gesunken, das Ende, auf dem sich ... (meine Bekannte) und ich befunden hatten, hatte einen Volltreffer bekommen, da ragte nur noch ein kleiner Teil aus dem Wasser hervor. Die andere Seite war etwas besser weggekommen, da ragte noch das "Deck" aus dem Wasser, und ein Teil der Passagiere wurde gerettet; sogar das Gepäck, das auf Deck

lag, konnten diese Menschen teilweise retten, wenn es auch teilweise im Wasser lag. Wasser-schutzpolizei, Rotes Kreuz etc. beteiligten sich an den Rettungsarbeiten.

Es war nicht mehr viel zu retten. Grausige Bilder boten sich einem, ... herzerschütternde Szenen spielten sich ab - es war ein Bild des Grauens und der Verzweiflung; nie werde ich das in meinem Leben vergessen.---

Mit Familie M. verließen wir das Hafengelände, wir hatten ja nichts zu tragen, da all unser Gepäck, das auf Deck gelegen hatte, auch untergegangen war. Wir bekamen, nachdem man an tiefen Bombentrichtern, entwurzelten Bäumen etc. vorbeigekommen war, an zerstörten Häusern, brennenden Gebäuden etc., nach langen Bemühungen gegen Abend einen Wagen, der uns nach dem 6 km entfernten Ahlbeck brachte, wo wir in einer leeren Pension Zimmer und Betten erhielten.

Am nächsten Morgen setzte ich meine Fahrt fort über Wolgast, Grimmen, Strelitz etc., bis ich am 16. März ... in der Lüneburger Heide landete.<<

Flucht über See von Stettin nach Stolpmünde und Einnahme Stolpmündes durch die sowjetischen Truppen

Erlebnisbericht des B. A. aus Stolpmünde in Pommern (x001/262-265): >>Am 5. März 1945 wurde ich auf meinen Antrag hin von Oberst R. für drei Tage beurlaubt, um meine wegen der Bombenangriffe nach meinem Geburtsort "Ostseebad Stolpmünde" umquartierte Familie auf dem Wasserwege nach Stettin zurückzuholen.

Die Landverbindung nach dort war bereits unterbrochen, da die Russen schon bei Cammin den Kessel in Pommern geschlossen hatten. Nur die Städte Kolberg, Rügenwalde, Stolpmünde und Leba selbst waren noch feindfrei.

Über die Data-Leitung sprach ich fernmündlich noch mit meiner Frau und erfuhr, daß im Hafen bereits verschiedene Schiffe zum Abtransport der Zivilisten bereitlägen und die Verladung schon begonnen hätte. Sie selbst hätte ebenfalls schon Schiffskarten für den Dampfer "Ernst", der in den nächsten Tagen in See gehen würde. Ich teilte meiner Frau mit, daß sie auf mich warten möge, da ich am 6. März 1945 mit dem Dampfer "Martha Geiß" dort eintreffen würde und sie somit sicherer zurückbringen könnte.

Am 5. März 1945, 6 Uhr morgens, fuhren wir von Stettin ab, um am Leitholm noch zu kompensieren. An Bord befanden sich noch drei weitere Offiziere, die ihren Truppenteil im Osten suchten, und ein Fliegermajor, welcher bei dem Kommandanten vom Schießplatz Stolpmünde für Stettin eine Maschine in Empfang nehmen wollte. –

Das Schiff hatte Order, in Kolberg eine Ladung Sprit zu löschen und dann in Stolpmünde ebenfalls Zivilisten an Bord zu nehmen. - Um 6 Uhr abends kamen wir in der Kaiserfahrt an, wurden durch ein Patrouillenboot angehalten und durften erst am Morgen des 6. März 1945, 6 Uhr, weiter nach Swinemünde dampfen. Dort lagen bei unserer Ankunft eine Anzahl Schiffe, die bereits auf das Öffnen der Sperre warteten. Über die Notbrücke wurden gerade Truppen von Wollin nach der Insel Usedom übergeschleust.

Endlich wurde das Signal gegeben, daß die Schiffe, sich dem Konvoi nach dem Osten anschließend, die Sperre passieren konnten. Auf der Reede vor Swinemünde sollte sich der Geleitzug formieren. Unsere Ahnung, eventuell schon zu spät zu kommen, ließ uns einfach entgegen der Anordnung des Hafenkommantanten in Swinemünde unsern Weg "alleine" nehmen. Mit Volldampf passierten wir den vor dem Hafen liegenden Schiffsfriedhof, ein Wagnis, das der Kapitän des Schiffes nur auf Grund seiner genauen Kenntnis des Fahrwassers als Tourenfahrer zwischen Stettin und Stolpmünde mit Lotsenpatent auf seine Kappe nehmen konnte. Außerdem war ja Krieg, und das Schiff stand im Marineeinsatz.

Auf der Höhe von Kolberg kam ein Regierungsdampfer aus dem Hafen und gab uns Signal, daß der Hafen nicht mehr angelaufen werden könne, da er bereits von den Russen belagert

und beschossen würde. Eine gute Aussicht für unsere Fahrt gen Osten! ---

Wir dampften also weiter und begegneten bereits einige Seemeilen weiter ostwärts mehreren Landungsbooten mit Flüchtlingen aus Stolpmünde und Rügenwalde. Durch gegebenes Flaggenwinksignal versuchte ich zu erfahren, ob sich vielleicht an Bord schon meine Familie befände. Es wurde immer abgewinkt! –

Es war bereits dunkel, und da wir wegen der Minengefahr dicht unter Land fahren, konnten wir den Hafen von Rügenwalde und den Leuchtturm von Jersthöft bereits brennen sehen. Unsere Hoffnung, Stolpmünde noch feindfrei anlaufen zu können, schwand immer mehr.

Kurz vor Stolpmünde kamen wir in einen Schneesturm und liefen auf Grund. Mit eigener Kraft konnten wir uns glücklicherweise nach einer halben Stunde wieder freimachen und gingen etwas von Land ab. Um 11 Uhr abends nahmen wir Kurs auf die Molen von Stolpmünde. Jetzt kam der spannende Augenblick. Noch vor dem Passieren der Hafeneinfahrt erbaten wir durch Lichtsignal Anlegeerlaubnis. Würde die deutsche Marine antworten oder der Russe bereits Übergabebefehl geben? Stolpmünde war noch nicht besetzt!

Am Kai standen die Menschen schon seit Stunden, auf unsere Ankunft wartend. Meine Familie war nicht darunter. Wir bekamen Order, am 8. März 1945 vormittags 11.30 Uhr wieder auszulaufen.

Ich hatte danach also noch einen Tag, um von meinem Geburtsort und den Gräbern meiner Eltern und sonstigen Angehörigen Abschied zu nehmen, wenn -, ja, wenn man uns über die wahre Lage informiert hätte. Ich ging also von Bord zu unserer Villa und fand meine Familie und beide Schwestern bereits mit fertigem Gepäck zuhause vor. Am nächsten Tage ging ich mit meinem Urlaubsschein zur Anmeldung auf die Hafenkommantur, wo ich erfuhr, daß meine Familie nach dem Westen fahren könne, ich aber zur Verteidigung des Ortes dort bleiben müsse.

Ich protestierte unter Hinweis, daß ich in Stettin ebenfalls eingesetzt wäre und nur für drei Tage Urlaub bekommen hätte. Es half mir nichts, ich mußte zum ca. 6 km entfernt gelegenen Schießplatz, um mir von dem Kommandanten, Oberstleutnant G., die Rückkehr nach Stettin bescheinigen zu lassen. Auf der Kommandantur herrschte ein aufgeregtes Durcheinander, trotzdem gelang es mir nach längerem Warten, die Bescheinigung zu erhalten. Während der Kommandant selbst die Erlaubnis auf die Rückseite meines Urlaubsscheines schrieb, hatte ich Gelegenheit, die große Wandkarte mit den erschreckend nahe an Stolpmünde steckenden roten Fähnchen zu sehen. Also doch!

Noch eine Nacht Ruhe, dann sollte die beschwerliche Fahrt losgehen. Am nächsten Morgen in der Frühe wurden wir mit dem Hinweis geweckt, mit dem Gepäck sofort "gen Osten" zu fliehen, der Ort würde geräumt!!!

Während sich meine Angehörigen fertigmachten, lief ich zum Hafen, um nach unserm Dampfer Ausschau zu halten. Auf dem Wege über die Kurpromenade sah ich "das letzte Schiff bereits im Westen verschwinden!" In der Nacht war der Russe "aus dem Westen" überraschend angerückt, die Kommandantur verschwunden und die Schiffe eiligst ausgelaufen. -

Von dem noch anwesenden Korvettenkapitän Wolff erhielt ich bei meinem Eintreffen am Hafen den Befehl, mit einem Polizei- und Panzeroffizier zu Dritt das Bollwerk von den zurückgebliebenen Menschen zu säubern, da Sprengungen vorgenommen werden sollten. Die Ausführung dieses "letzten deutschen Befehls" verzögerte meine Flucht um mehrere Stunden. Endlich mittags um 12.15 Uhr konnte ich das Notgepäck auf einen auf dem Hof stehenden Karren laden und mit meiner Frau, meinen fünf Kindern, von denen zwei noch im Kinderwagen lagen, und meinen beiden Schwestern die Flucht nach dem Osten antreten. Man wollte versuchen, in Leba noch ein Schiff einlaufen zu lassen, das uns nach dem Westen bringen sollte.

Nachmittags um 3.30 Uhr des 8. März 1945 fiel der Russe in Stolpmünde ein und erschien um

9.30 Uhr abends 17 km östlich bei unserem Treck. Ich hatte meine Angehörigen in einem leerstehenden Haus in Gambin zu einer kurzen Rast untergebracht, als ich das Geschrei "Urri" hörte.

Da ich immer noch in Uniform und bewaffnet war, mußten wir uns schnellstens unter Zurücklassung des Gepäcks ins nahe Wäldchen zurückziehen. Dort entledigte ich mich meiner Uniformstücke usw. Während der ganzen Nacht irrten wir im Schneegestöber in der Gegend umher, bis wir im Morgengrauen von einem Bauern etwas Stroh bekamen und, mit alter Kleidung versehen, auf dem einzigsten Weg ins Moor gewiesen wurden, wo wir vorläufig sicher sein sollten.

Am nächsten Tag fanden wir eine Waldhütte, die sich ein Gutsbesitzer als Zuflucht vor den Russen hatte bauen lassen. Dort hausten und hungerten wir acht Tage. Nachts schlich ich zu den Bauern, um für die Kinder etwas Milch und Brot zu erhalten.

Am 15. März teilte uns der Bauer mit, daß alle Flüchtlinge unter Anlegung einer weißen Armbinde in ihren Heimatort zurückgehen sollten. Man würde sie ungehindert ziehen lassen. Nach mehrmaligen Versuchen glückte der Marsch zurück. Am 17. März trafen wir wieder in meinem Heimatort ein. Unser Haus war zwar von den Russen durchwühlt, im allgemeinen aber noch heil.

Fast zwei Wochen mußten wir für die Russen am Hafen arbeiten. Während dieser Zeit wurden Nacht für Nacht von betrunkenen Soldaten die Häuser, in denen Deutsche waren, nach Frauen durchsucht und diese von ihnen in Gegenwart der Angehörigen vergewaltigt.<<

Die Belagerung der Festung Gotenhafen im März 1945 und die Zustände auf der Halbinsel Hela im April 1945

Erlebnisbericht des Kriegsmarinepfarrers Arnold S. aus Gotenhafen (x001/307-312): >>Man muß wissen, daß Gotenhafen völlig frei liegt. ... (Der) Nordostwind in der Winterkälte war eine schwere Belastung für die Flüchtlinge, die in dauernd wachsender Zahl einströmten. ... Wochenlang zog Treck um Treck von Danzig her durch Gotenhafen in Richtung Lauenburg. Ein erschütternder Anblick, wie die Menschen aus dem Osten in einem kleinen Pferdewagen ihr Hab und Gut zusammengebracht hatten, um noch einige Habseligkeiten zu retten. ... Im Hafen von Gotenhafen lagen ältere Kriegsschiffe der Marine, die pausenlos ihre Munition in Richtung russische Front abschossen.

Der evangelische Ortspfarrer hatte sich rechtzeitig nach Westen abgesetzt. In dieser Zeit übernahm ich in meiner Tätigkeit als Marinepfarrer auch noch die Verwaltung der verwaisten evangelischen Gemeinde. Es war ein typisches Bild der damaligen Zeit, daß die Gottesdienste, je größer die Gefahr wurde, desto stärker besucht wurden. Über der ganzen Stadt lag eine unheimliche Spannung, die sich in manchem Verzweiflungsakt auswirkte.

Ich entsinne mich noch sehr genau des 30. Januar 1945, als ich am Morgen meinem Admiral begegnete, der mir in tiefster Erschütterung erzählte, daß er soeben die Nachricht erhalten habe, daß die "Wilhelm Gustloff" untergegangen sei. Ich hatte noch am Tage vorher bei zwei Familien, die mit dem Dampfer gen Westen fuhren, getauft, und eine unendliche Zahl von Bekannten war mit diesem Dampfer abgefahren und nun ein Opfer des Krieges geworden.

Anfang März wurde die Lage immer bedrohlicher, als der Russe den Durchzug durch Pommern abgeschnitten hatte. So trat bald das grauenvolle Bild ein, daß die Menschenmassen vom Osten nach Gotenhafen kamen und vom Westen große Menschenmassen wieder zurückströmten. Gotenhafen war der einzige größere Hafen, aus dem noch eine Rettung zum Westen möglich war.

Die Marine hat in dieser Zeit wirklich Großes geleistet. Schiff um Schiff jeder Art und Größe wurde mit Flüchtlingen gefüllt und fuhr ab. Im März nicht sehr lange vor dem Zusammenbruch kam der endgültige Befehl zur Räumung der Stadt von der deutschen Zivilbevölkerung.

Auch hier wieder ein seltsames Spiel der Wiederholung alles Geschehens. In eiligster Flucht rettete sich die Zivilbevölkerung in die bereitstehenden Schiffe. Über Nacht war Gotenhafen, eine Stadt mit über 100.000 Deutschen, entleert. Totenstille in den Straßen bis auf die Trecks, die unentwegt hindurchzogen. ... Über Nacht waren wieder viele Zehntausende in Gotenhafen, die in den leeren Wohnungen Unterschlupf suchten. ...

Das Pfarrhaus stand im Mittelpunkt des Geschehens. Täglich wurden 30 bis 50 Menschen beerdigt, Alte und Junge, die die Strapazen der Flucht nicht überlebt hatten. Pfarrer kamen mit großen Teilen ihrer Gemeinde durch Gotenhafen. Manche blieben noch einige Tage bei mir, besuchten Kranke, beerdigten mit, fuhren nach Hela hinüber und halfen dort auch noch im Gemeindedienst mit.

Auf Wunsch der Flüchtlinge fand an jedem Morgen und an jedem Abend eine Andacht in der Kirche statt. Die Gottesdienste waren überfüllt. Es mußten extra Bibel- und Gebetsstunden eingerichtet werden, die immer wieder die Menge der Herumirrenden und nach Trost Suchenden nicht aufnehmen konnten. Die Beerdigungen waren ... schwere seelische Belastungen. Särge gab es nicht mehr. Die Leichen wurden in Papiertüten gepackt und lagen auf dem Friedhof nebeneinander, Große und Kleine, Alte und Neugeborene. Zahlreiche erschütterte Menschen (standen) an den Gräbern, Mütter, denen die Tränen versiegt waren, weil das Leid über ihre Kraft gegangen war.

Ins Pfarrhaus kamen besonders die Kinderreichen, die verzweifelt nach einer Möglichkeit suchten, mit ihren großen Familien auf einem Schiff Platz zu finden. Gottlob gelang es uns immer wieder, Plätze zu chartern und die Marinestellen willig zu machen, den Alten und Schwerbeweglichen sowie den Müttern mit ihren Kindern, die ja zumeist ohne Vater die Flucht antreten mußten, Platz auf unseren Schiffen zu besorgen. Je mehr es in den März hineinging, desto geringer wurde die Zahl der Flüchtlinge, desto kleiner aber auch die Möglichkeit zur Flucht.

Mitte März rückte der Russe dann näher an Gotenhafen heran. Danzig war umstellt. Keile seiner Formationen rückten auf Adlerhorst vor. Die Marine räumte weiterhin Gotenhafen und zog sich nach Oxhöft zurück. Die Gruppen des Heeres übernahmen die Verteidigung Gotenhafens. Zurückflutende Soldaten, eine aufgelöste Ordnung, Standrecht wurde erklärt, Soldaten, die desertiert waren, erschossen. Es wurden Zivilisten erschossen, die geplündert hatten. Ein Bild von völliger Auflösung von Sitte und Ordnung in der Stadt. ... Die ersten Granaten schlugen in der Stadt ein, und dann ging es pausenlos. Nachts kamen Flieger und warfen Bomben ab.

Am 23. März ist es mir möglich, noch 4 Schiffskarten für eine befreundete Familie nach dem Westen zu erhalten. ... Gegen 13.30 Uhr setzt der erste Tieffliegerangriff ein, dem laufend weitere in Abständen von 5-10 Minuten folgen. Gleichzeitig erfolgt in nächster Nähe eine schwere Detonation, die ich anfangs für einen Bombeneinschlag hielt. Fünf Minuten später eine weitere, noch schwerere Erschütterung. Es handelt sich um zwei schwere Arieinschläge in die Adolf-Hitler-Straße, der erste ca. 400 m, der zweite nur ca. 200 m entfernt in der Nähe der Stadtverwaltung. Große Staubwolken liegen über der Straße, anscheinend sind die oberen Stockwerke der sechs- bis siebenstöckigen Häuser abrasiert worden.

Große Staubwolken liegen über der Straße, anscheinend sind die oberen Stockwerke der sechs- oder siebenstöckigen Häuser abrasiert worden. Pferdegespanne jagen im Galopp die Straße entlang, Wagen mit verwundeten (Soldaten) ... auf Stroh gebettet, einzelne Truppen mit Gefangenen zu Fuß dazwischen. ...

Da das bestellte Fahrzeug nicht kommt, laufe ich von Haus zu Haus zurück zum Adolf-Hitler-Platz. ... Getötete Pferde liegen an verschiedenen Stellen des Platzes. ... Kaum bin ich da angelangt, startet ein Bombenangriff. Bei den ersten Bomben flüchte ich in den Luftschutzkeller. Nach einer Viertelstunde ist es wieder ruhiger geworden, aber kaum bin ich draußen, (folgt)

ein neuer Tieffliegerangriff.

Erst gegen 3 Uhr ist es möglich, den Fahrer zu bewegen, loszufahren. Ich gehe inzwischen zur Verwaltung zurück, um mich dort umzusehen. Da nichts vorliegt, gehe ich zum Hafen. Auf dem Fußsteig hat eine Granate eingeschlagen. 2 tote Flüchtlingsfrauen mit ihrem Gepäck und einem Kinderwagen liegen vollkommen zerfetzt da. Bei einer Frau vermisste ich den Kopf. Ein ziemlicher Strom von Flüchtlingen, hauptsächlich Frauen mit Kindern, mit Kinderwagen, ... zu Fuß und auf Pferdegespannen flüchtet die Straße entlang nach dem Hafengebiet. Auch sie stürzen alle paar Minuten in die Hausflure. Vom Polizeipräsidium komme ich gerade zwei Häuser weiter bis zur Bäckerei, wo eine Granate den dritten Stock z.T. zerstört hat.

Wie ich die freie Strecke von der Hafenstraße bis zur Hafensperre schaffen soll, weiß ich noch nicht. Es gelingt mir aber, von da bis zur Brücke im Laufschrift zu kommen. Über Oxhöft und Kielau schwirren Dutzende von Fliegern herum. Der nächste Sprung von der Brücke bis zu den ersten Häusern gelingt, wo ich Deckung finde. Gegen 1/2 4 Uhr kommt der B-Karren mit dem Gepäck, ich fahre mit. In der Hamburger Straße kommen wieder Tiefflieger an, wir lassen uns nicht stören, in voller Fahrt geht es weiter, nur die Köpfe ziehen wir ein.

Zehn Minuten später sind wir am Hafenbecken V., wo die "Walter Rauh" liegt, die die Flüchtlinge nach Kopenhagen bringen soll. Rund 3.000-4.000 Menschen drängen sich auf dem Kai, das Einschiffen geht langsam vor sich. Größeres Gepäck wird mit Seilen hochgezogen. Dreimal kommen Tiefflieger in bedrohliche Nähe, im Anflug sieht man das aufblitzende MG-Feuer. Die Menschen brüllen, Kinder schreien und versuchen, hinter allen möglichen Gegenständen, Deckung zu nehmen. Die 2 Vierlinge (2 cm Vierlings-Flakgeschütze) auf der "Walter Rauh" zwingen die Angreifer aber immer zum Abdrehen.

Langsam tritt wieder Beruhigung ein. ... Punkt 16 Uhr werden die Brücken hochgenommen, da ... das Schiff voll besetzt ist (6.000 Personen). Rund 2.000-3.000 Menschen müssen zurückbleiben. Betteln, Weinen, Schreien, Pfeifen, Johlen der Zurückbleibenden (hört man), jeder möchte noch mit. Die Sirene heult auf, die "Walter Rauh" legt ab.

Es ist inzwischen dunkel geworden. Im Osten leuchtet der Himmel blutrot, Zoppot brennt. (Wir sehen) ein grausig schönes Schauspiel. Ich gehe mit einem Kollegen zurück zur Stadt. Der Beschuß hat nachgelassen, nur einzelne Granaten schlagen in meiner Nähe ein.

Ich treffe noch Hunderte von Flüchtenden auf dem Wege zum Hafen, sie wollen alle noch mit dem Dampfer wegfahren. Es ist ihnen nicht gesagt worden, daß die "Rauh" bereits um 16 Uhr ablegt. Die Letzten haben erst um 16 Uhr Nachricht bekommen, sie kommen von weither. ... Man weint, man flucht, man brüllt, muß sich aber letzten Endes fügen und sich irgendwo in einem Schuppen ein Plätzchen für die Nacht suchen. Zurücklaufen wollen sie nicht mehr. Die Menschen sind verzweifelt.

Am Palmsonntag, dem 25. März 1945, verließ ich als fast letzter der Marine die Stadt, nachdem die Marine nach Oxhöft verlegt worden war. Es war ein schauriger, kalter, klarer Palmsonntag. Die beiden Marinepfarrer sprangen von Haus zu Haus zum Hafen hin. Der Einschlag der 21-cm-Granaten und Beschuß von allen Seiten machten ein Gehen durch die Stadt unmöglich. Auf der Straße lagen tödlich getroffene Menschen und verendete Pferde. Erschütternd war der Anblick gerade der seufzenden Kreatur, die zum Teil angeschossen langsam verblutete, ohne das sich ein Mensch darum kümmern konnte.

In der Frühe des Palmsonntags war ich noch in 2 Kellern und taufte dort Kinder von Marineangehörigen, deren Mütter infolge der Geburt nicht auf die Flucht gehen konnten. Es waren ergreifende Feiern innerster Beteiligung aller Anwesenden. Die Feiern selbst (wurden) durch harte, dumpfe Einschläge in nächster Nähe unterbrochen, die uns alle daran mahnten, daß zwischen uns und dem Tode nur ein kleiner Schritt war.

Die Marine tat ihren Dienst in selbstloser Weise. Die Fähre nach Oxhöft hinüber wurde in Betrieb gehalten. ... Nach stundenlangem Marsch zum Hafen, der sonst in kurzer Zeit zurück-

gelegt war, kamen wir nach Oxhöft hinüber. Auf dem Wege dorthin erlebten wir einen schauerlichen Tieffliegerangriff, der immer wieder wiederholt wurde und bei dem sich die feindlichen Flieger die Mühe oder den Spaß machten, die sich im Grase Duckenden und in die Erde Einkrallenden durch Beschuß zur Strecke zu bringen. ... Der Russe hatte die Oxhöfter Kämpfe erreicht und schoß gnadenlos seine Granaten in die zusammengeballten Massen, die sich kaum mehr wehren konnten.

Die Haupttätigkeit war für mich jetzt nur noch das Beerdigen und das Besuchen der schwerverwundeten und sterbenden Soldaten. Nur wenige Tage dauerte der Aufenthalt in Oxhöft, dann kam der Befehl, daß sich die gesamte Marine absetzen sollte. Wieder einmal hat die Marine das Meisterstück fertig gebracht und in einer Nacht mit Pontons und kleinen Booten ohne Verluste 35.000 Menschen von Oxhöft nach Hela übersetzt.

Am Karfreitag kamen wir in Hela an. Hela einst ein altes deutsches Fischerdorf mit einer großen Kirche. Die Fischergemeinde (war) eine kirchlich bewußte Gemeinde. Die Kirche stand in Hela buchstäblich im Mittelpunkt des Lebens. Jetzt war Hela ein totes Stück Erde geworden. Die Häuser waren leer, z.T. zerstört durch Fliegerangriffe. Nun kam Leben in dieses kleine Dorf (Hela), das einst etwa 800 Menschen beherbergt hatte. Im April waren es über 150.000 Menschen, die sich hier auf engstem Raum zusammendrängten mit der bange Frage im Herzen: Gibt es noch eine Rettung? Täglich kamen Flieger und warfen wahllos ihre Bomben ab, die Menschen trafen. Tote blieben auf dem Felde liegen.

Was ist der Mensch? Diese Frage legte sich einem immer wieder in diesen Wochen auf Herz und Gewissen. Ging man durch den Hafen, so lagen dort tote Soldaten, verstümmelte Leichen. Jeden Tag fanden zahlreiche Beerdigungen statt. Immer wieder unbekannte Soldaten, niemand kannte sie, niemand wußte ihren Namen, niemand wird je erfahren, was aus ihnen geworden ist. Gerade dieses Erlebnis ist mir das bitterste des ganzen Krieges gewesen, daß in den letzten Monaten der Flucht ungezählte Menschen den Tod fanden, die nirgendwo registriert waren und deren Tod niemand erfährt. So warten irgendwo in Deutschland Menschen mit einer Hoffnung im Herzen, daß ihre Angehörigen doch noch eines Tages auftauchen. In Wirklichkeit sind sie als Unbekannte beerdigt oder im Meer versunken.

Ans Herz ging besonders der Besuch auf den Lazarettschiffen, die von der Kurlandküste und der Nehrung hier täglich in großer Zahl einliefen. In den verschiedenen Decks der Schiffe lagen Mann neben Mann mit eiternden Wunden, stöhnend, seufzend, sterbend. Wenn ich hier durch die Decks hindurchging und zu den einzelnen hintrat, da spürte ich etwas von der Schönheit des Trostamtes der Kirche. Wie dankbar waren die Männer für ein gutes Wort, für einen einzigen Blick, für einen Händedruck. Sie lagen ja völlig hilflos und verlassen da, jeden Augenblick in Gefahr, mit ihren Schiffen unterzugehen. Wie viele sind mit zerschossenen Gliedern ... mit ihrem Lazarettschiff in die Tiefe gesunken.

Am Ostermorgen predigte ich in der kleinen katholischen Kapelle, da die evangelische Kirche zerstört war, vor einer kleinen Schar von Soldaten. Alle anderen waren in Alarmbereitschaft. Je mehr es dem Ende zuing, desto düsterer war das Bild in Hela. Große Mengen von Soldaten und Zivilisten retteten sich nach Hela auf Fährprahmen und kleinen Kriegsschiffen. Zehntausende standen am Kai und warteten darauf, daß sie ein Schiff mitnahm. Sobald die russischen Flieger kamen, flüchteten die Menschen unter die Bäume, in die Dünen und vergruben sich, um das Leben zu retten.

Gauleiter Forster tauchte noch einmal ... in Hela auf, ... verschwand dann aber sogleich mit seinem Gefolge auf einer Yacht gen Westen, ohne aber auch nur wenigstens der Form halber einen von denen mitzunehmen, die am Ufer standen und sich die Augen aussahen nach Schiffen, die vielleicht noch kommen konnten, um sie zu retten.

Wir fuhren zurück in den Hafen und blieben noch eine Weile zusammen. Plötzlich (ertönte das) Alarmsignal. Höchste Alarmstufe. Wir eilten an Deck, über uns (flogen) große Mengen

feindlicher Flieger. Das kleine Boot schoß mit äußerster Kraft voraus aus dem Hafen und aus der Gefahr der herunterstürzenden Bomben. Dann sahen wir von See aus ein schauriges Bild, wie in das kleine Dorf Hela die Bomben fielen und wie Brand um Brand wie Leuchtfener in den Himmel stieg.

Fast ganz Hela stand in Flammen. Das war der Untergang dieses kleinen Fischerdorfes, das einst fleißige und ehrbare Fischer beherbergt hatte und nun auch ein Opfer des Krieges wurde. Als ich in der Frühe ... das mir lieb gewordene Hela durchzog, bot sich mir ein tieftrauriger Anblick dar. Überall (sah man) Tote, die noch gehofft hatten, sich retten zu können, und nun doch noch den Tod gefunden hatten. Plötzlich kam von Gotenhafen herüber Beschuß der schweren Langrohrgeschütze. Augenblick um Augenblick sausten die Granaten durch die Luft und schlugen in der Nähe ein. Hier heulten Menschen auf, dort wanden sich Sterbende im Todeskampf. (Es herrschte) Untergangsstimmung. Die Marine suchte mit ihrer kleinen Schar in den ehemals polnischen Bunkern Unterschlupf zu finden.

Am 4. Mai 1945 kam der Befehl, daß sich der Rest der Marine am nächsten Tage abzusetzen hätte. In zwei Minenräumbooten fand der Rest der Marine Aufnahme und fuhr am Sonnabend, dem 5. Mai, also drei Tage vor der Kapitulation, nach Westen.<<

Untergang der "Goya" vor Stolpmünde im April 1945

Erlebnisbericht des C. A. aus Heilsberg in Ostpreußen (x001/323-327): >>In der Nacht vom 16. bis 17. April 1945, um 00.15 Uhr, sank in der Höhe von Stolpmünde der Passagierdampfer "Goya" mit ca. 6.000-7.000 Soldaten, Verwundeten und Flüchtlingen nach zwei Torpedovolltreffern. Das Schiff sank innerhalb von 15 Minuten, und nur 165 Menschen überlebten eine der größten Schiffskatastrophen.

Wie konnte es zu diesen gewaltigen Katastrophen kommen? "Wilhelm Gustloff" mit 5.000 Menschen an Bord, "General Steuben" mit 3.000 und nun die "Goya" in den letzten Kriegstagen mit fast 7.000 Menschen.

Um die ganzen Zusammenhänge zu erfassen, greift der Tatsachenbericht auf die letzten Kriegsmonate zurück und vermittelt ein Bild von der damaligen Lage und den letzten schrecklichen Wochen an der Heimatfront.

Seit Januar 1945 tobten um und in Ostpreußen die harten Abwehrkämpfe gegen einen Gegner, der an Waffen, Material und Menschen vielfach überlegen war und seit Monaten diese Operation vorbereitet hatte. In der Gegend von Heilsberg wurde in aller Eile das VII. Panzerkorps neu aufgestellt. Die Aufstellung war noch gar nicht vollendet, da erfolgte der russische Großangriff an verschiedenen Punkten, und so vollzog sich der Einsatz im Räume Zichenau, Neidenburg, Allenstein, Guttstadt, Liebstadt, Wormditt, Heilsberg, Heiligenbeil.

Das VII. Panzerkorps gehörte zur 3. Armee und hatte in diesen Kämpfen viele harte Tage. Nach der Herausziehung und Neuaufstellung im Raum von Danzig erfolgte der neue Einsatz in der Tucheler Heide, Konitz, Schlochau, Rummelsburg, Schlawe, Stolp.

Nach hartnäckigen Kämpfen stellten sich die Reste der 2. und 3. Armee im Räume Danzig-Gotenhafen zum letzten erbitterten Abwehrkampf. In diesem Höllenkessel vollendete sich das Schicksal der eingeschlossenen Armeen. Tag und Nacht pausenlose Angriffe von Bombern, Schlachtfliegern, Panzern, Infanterie- und Trommelfeuerwellen. Die Übermacht war in den letzten Tagen 8fach bis 10fach, und infolge der großen Verluste an Menschen und Material und dem Durchbruch bei Zoppot wurde der Raum um Gotenhafen immer kleiner. Da entschloß sich General von Kessel zur Aufgabe von Gotenhafen und Absetzung nach der Halbinsel Hela. In einer gutangelegten Aktion gelang es, im Verein mit der Kriegsmarine fast sämtliche Restteile der zerschlagenen Divisionen nach Hela zu überführen.

Die Halbinsel Hela war bereits seit Wochen die Zufluchtsstätte von Zehntausenden von Flüchtlingen aus Ostpreußen, Westpreußen, Danzig, Pommern usw. Tausende von Leicht-

und Schwerverwundeten warteten auf ihren Abtransport. In den Wäldern, Häusern und Bunkern, Kellern lagen die Menschen, um dem drohenden Schicksal zu entgehen. Die Halbinsel wurde nun zum Ziel ständiger Angriffe russischer Bomberverbände, besonders der Kriegshafen von Hela mit dem regen Schiffsverkehr.

Nach der Einnahme von Gotenhafen setzte der Russe auf Artillerie, und so lag Tag und Nacht Störfeuer auf Hela. Langsam wurden die Menschen mürbe gemacht, und 10.000 beseelte nur eine Hoffnung, heraus aus diesem Inferno; möglichst bald einen kleinen Platz auf irgendeinem Dampfer oder Transporter zu erhalten, um nach Dänemark oder Schleswig-Holstein zu gelangen. Der Leidensweg dieser getriebenen Menschen geht seit mehreren Monaten durch Wind und Wetter, Hunger, Schneestürme und Kälte. Wo ist die Habe, Pferd und Wagen? Irgendwo stehengelassen, zerbrochen, zerschossen, zerschellt. Von Schlachtfliegern, Panzern vernichtet und verbrannt. Niemals wird sich feststellen lassen, wieviel Menschen in diesem Treiben gestorben, gefallen, verschollen sind und verschleppt wurden.

So wird die Halbinsel Hela langsam von den Bombern und dem Artilleriefeuer zum Trümmerfeld gemacht. Laufend gehen Geleitzüge nach dem Westen, um vor allem die Verwundeten, die seit Tagen in ihren Notverbänden liegen, und dazu Frauen, Kinder, alte und kranke Personen wegzubringen. In diesen Tagen erreicht uns der Befehl vom OKH: Herausziehung des gesamten VII. Panzerkorps nach dem Raum Mecklenburg-Vorpommern. Neuaufstellung, Entsatz von Berlin.

... Unter ständigen Angriffen werden die Transporter bei Tag und Nacht laufend beladen. ... Die Schiffe sind oft bis zum Bersten voll.

Es erfolgte unsere Einschiffung auf dem größten Transporter, der "Goya". (Es ist) ein schöner, warmer, klarer Apriltag! Nach Übernahme unseres Gepäcks und Geräts befinden wir uns an Bord und sind nun bei dem Wetter eine gute Zielscheibe für die angreifenden Bomberverbände. Wir erleben 3 Angriffe, doch ist es für die angreifenden Bomberverbände der Russen nicht einfach, durch den dichten Sperriegel ihren Bombensegen anzubringen. So wird die "Goya" von einer einzigen Bombe gestreift, dafür wird ... eine Fähre getroffen. In den Abendstunden ist die Beladung, besser Überladung, beendet, und mein Blick streift noch einmal die Steilküste von Gotenhafen, die gut zu erkennen ist. Weiter geht der Blick über Soldaten aller Formationen, Leicht- und Schwerverwundete, Frauen, Mütter und Kinder. Die Gesichter zeigen alle die Spuren der letzten Wochen und Monate.

Um ca. 20 Uhr setzt sich der Geleitzug in Richtung NW (Nordwesten) in Bewegung. Als zusätzlichen Begleitschutz erhalten wir nur zwei Kriegsfischkutter der Kriegsmarine. Um ca. 21 Uhr treffe ich noch verschiedene Kameraden meiner Einheit. (Wir) sind ... froh, der drohenden Gefangennahme eines siegesberauschten Gegners entgangen zu sein.

Längst ist es dunkel geworden, und wir haben eine sternklare Nacht. Langsam wird es kühl und man merkt eine leichte Brise. Überall stehen und liegen, in Mäntel und Decken gehüllt, Soldaten, Frauen und Kinder, von der Müdigkeit übermannt.

Um ca. 22-23 Uhr mache ich einen Rundgang und werde wie von einer inneren Unruhe getrieben. In den Gängen, Kabinen, Laderäumen, überall sitzen, liegen Soldaten und Flüchtlinge. Die letzte Habe, ein Rucksack, ein Koffer, eine Tasche liegt daneben, und man kann sich kaum bewegen. Im Unterdeck liegen die Schwerverwundeten, und trotz aller Schmerzen (ist) über allen eine gewisse Ruhe.

Langsam steige ich wieder ans Oberdeck und schaue in die Nacht hinein. Vom schweren Flakstand wird plötzlich das Feuer eröffnet. Lange hallt es über die dunkle See. In der Ferne wurde der Schatten eines Fahrzeuges gesichtet; da es keine Erkennungssignale gab, wurde das Feuer eröffnet. Überall herrscht Aufregung. Sind es feindliche Schnellboote oder Zerstörer? Jetzt ist unser Geleitzug sicher erkannt und an die russischen U-Boote gemeldet worden.

Langsam kommt die Müdigkeit, und so entschlief ich mich, im Schutze einiger Decken auf

unseren Gerätekisten zu schlafen, da man sonst nicht einen Platz mehr findet. Nicht ahnend, dadurch dem Schicksal entronnen zu sein.

Kurz vor Mitternacht. Die "Goya" rauscht durch die Nacht. Die Zeiger klettern auf 23.50 Uhr. Plötzlich kurz hintereinander (wird die "Goya" durch) zwei dumpfe Einschläge erschüttert. Das Schiff erbebt. Zwei gewaltige Wassersäulen steigen empor und klatschen aufs Deck hernieder.

Was ist geschehen? Sind es feindliche Schnellboote, sind wir auf Minen gelaufen oder torpediert worden? Diese Gedanken durchrasen mein Gehirn. Vor allem haben von den fast 7.000 Menschen nur 1.500 Schwimmwesten an.

Das Licht ist erloschen. Man vernimmt einzelne Rufe, Kommandos. Dann (herrscht) eine Totenstille. Plötzlich höre ich ein gewaltiges Rauschen. Das Wasser stürzt in die gewaltigen Löcher, die die Torpedotreffer gerissen hatten. Es hört sich unheimlich an. Auf dem Oberdeck laufen die Menschen hin und her. Alles schreit und fragt, was nun geschehen soll. Unten an den Treppen des ersten Decks müssen sich Szenen abspielen, die wohl fürchterlich gewesen sind, denn dort entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod. Hunderte von Menschen versuchen, die Treppe zu stürmen, denn der Tod sitzt allen im Nacken. Das Ende durch Ertrinken nach all den Gefahren der ganzen Kriegsjahre! Menschen im wahnsinnigen Schrecken kämpfen dort um ihr Leben, drängen und schreien. Halb angezogen, mit wirren Augen wird jeder Kranke und Schwache unerbittlich niedergetreten.

In dieser Panik, in diesem Chaos hört man nur das Schreien von Menschen. Vom Tode gejagt, es gibt keinen Ausweg mehr, versuchen Einzelne, den Weg nach oben zu finden. ... Unter den 300-400 Menschen auf dem Deck ist eine Panik ausgebrochen. Die meisten haben keine Schwimmwesten. Die Rettungsboote können in diesen kurzen Minuten nicht klar gemacht werden. So ist ein großer Teil ohne jede Rettungsmöglichkeit und sieht den Tod vor seinen Augen. Manche versuchen noch, die Rettungsringe anzulegen, aber in der Aufregung klappt es oftmals nicht.

Langsam neigt sich das Schiff. Flakmunition, Kisten, Gepäckstücke, alles schiebt sich über die Planken und klatscht ins Wasser. Überall halten sich verzweifelte Menschen an der Reling fest. Unheimlich dieses Gurgeln und Getöse der Wassermassen! Hunderte sind bereits von den Torpedotreffern getötet, vom Druck zerfetzt und zerrissen. Tausende sterben den qualvollen Tod durch Ertrinken. ...

Die "Goya" neigt sich von Minute zu Minute. Plötzlich ein Beben, ein Zittern geht durch das ganze Schiff, ein Aufbäumen des gewaltigen Schiffsrumpfes, es ist in zwei Hälften zerbrochen, und nun geht alles unheimlich schnell. Es neigt sich ganz, und plötzlich sind wir im Wasser. Wir werden von einer gewaltigen Druckwelle des in die Tiefe gehenden Schiffes weggedrückt, und das ist unsere Rettung.

Dunkle Nacht, das Wasser ist eisig, und darin treiben ca. 300-400 Menschen, Kisten, Planken usw. Entsetzliche, markerschütternde Hilferufe gellen durch die Nacht. Mütter rufen nach ihren Kindern, Männer nach ihren Frauen, alles rudert und versucht sich irgendwo (festzuklammern). Es beginnt ein schrecklicher Kampf auf Leben und Tod, der Kampf ums Dasein. ... Wasser hat keine Balken, und der Ertrinkende greift nach dem Strohalm. Wahre Wirklichkeit. Einer zieht den anderen in die Tiefe.

Hier und dort flammt ein gelbes Licht auf, und dadurch wird die ganze Situation noch gräßlicher und gespenstischer. Es sind die Farblichter einzelner Schlauchboote, die sich selbst im Wasser entzünden. Um diese Schlauchboote und Flöße beginnt ein Kampf, und alle im Wasser Treibenden versuchen sich festzuhalten oder heraufzugelangen. Die Hilferufe werden gellender, und gurgelnd versinkt so mancher vor unseren Augen. Einzelne Schüsse peitschen durch die Nacht. Viele sehen keinen Ausweg und, den nassen Tod vor den Augen, greifen sie zur Waffe.

Wir haben Glück gehabt und können ein leeres Rettungsfloß erreichen. Höchste Zeit! Die Kraft läßt nach, die Kälte kriecht herauf; das Wasser ist im April noch schön eisig, und man wird langsam steif und apathisch. Weit und breit kein Land. Keine Aussicht auf Rettung. Langsam versinkt jede Hoffnung. Wir haben jedes Gefühl für Zeit und Raum verloren. Krampfhaft halten wir uns fest. Die Beine sind bereits fast steif, und wir zittern wie Espenlaub. So treiben wir bereits über eine Stunde im Wasser. ...

Die Überlebenden schreien mit letzten Kräften um Hilfe, manche weinen, manche beten. Langsam treiben wir auseinander. Der Wellengang ist sehr schwach, und das ist unser Glück. ... Langsam verlieren wir die Hoffnung auf Rettung. Neben uns treibt eine Königsbergerin im Rettungsring. Allmählich verlassen sie die Kräfte. Sie schreit entsetzlich nach ihrer Mutter und ihrer Schwester, die in den Fluten verschwunden sind. Mit letzter Aufbietung aller Kräfte fassen wir sie und versuchen, sie zu halten. ...

Was war das? --- Plötzlich in der Ferne ein schwacher Lichtschein. Die Hilferufe werden stärker, und wir schreien mit letzter Kraft, um uns bemerkbar zu machen. Wir rudern mit den Armen aus letzten Kräften. Langsam geht es nur vorwärts. Doch uns beseelt eine neue Hoffnung, ein Rettungsschwimmer ist da, egal, ob Freund oder Feind. Wir wollen leben!

Aus weiter Ferne vernimmt man den Ruf: "Schiffbrüchige anschwimmen." Also eigene Schiffe. - Wir sind gerettet! ...

Das Schiff war ein unseren Geleitzug begleitendes K-Boot der Kriegsmarine. Dasselbe hatte kehrtgemacht, um, trotzdem noch U-Bootgefahr bestand, mit kleinen Scheinwerfern die letzten Überlebenden aufzufischen.

So werden wir nach 2 Stunden aus dem Wasser gezogen. Halbsteif schleifen wir uns über das Deck. Die blauen Jungs stellen uns ihre Drilllichanzüge, Decken, Mäntel, Pullover usw. zur Verfügung, und sofort erhalten wir einen Bohnenkaffee, daß uns das Herz nur so bullert. Langsam kehren die Lebensgeister wieder, und allmählich fängt man an zu denken und kann gar nicht glauben, daß man gerettet ist und glaubt zu träumen. Von meiner ganzen Einheit sind noch 3 Mann übriggeblieben.

Am Morgen findet eine Feierstunde mit Totenehrung für die Opfer einer der größten und tragischsten Schiffskatastrophen aller Zeiten statt. Wir haben einige Tote an Bord, die in den Rettungsringen bereits erstarrt waren. In der Nacht sind durch Funk von Hela Schnellboote angefordert worden, um eventuell noch treibende Schiffbrüchige zu retten. Vergebens.

Am Morgen ist die See ruhig und spiegelglatt. Das Meer hat seine Opfer und schweigt. Unser K-Boot gleitet flink durch die Ostsee in Richtung Swinemünde. Das ganze Drama zieht noch einmal wie ein Filmband an meinen Augen vorbei. ... 6.000-7.000 Menschen waren an Bord. 165 wurden nur gerettet. Eine traurige Zahl, und in 25 Minuten hat eine Kleinstadt aufgehört zu existieren.

Wer wird den ganzen Angehörigen eine Nachricht übermitteln? Niemand! Vermißt, für ewig verschollen!<<